

Das Potential der Krise.

Einen schönen Vormittag verehrte Damen und Herren.

Das Potential der Krise! - Das ist weder eine Frage noch eine Behauptung. Aber es klingt irgendwie paradox, weil wir es doch gewohnt sind, Krisen als Bedrohung zu sehen. Und jetzt soll uns diese Bedrohung als Chance präsentiert werden?

Natürlich hat die Krise Potential. Und was für eins.

Krisenhafte Situationen machen die Betroffenen unruhig, je nach Temperament und Veranlagung machen sie aggressiv oder depressiv, sie stressen.

Doch Krisen sind Teil des Lebens und sie sind wichtige „Entwicklungshelfer“, das heißt, sie können helfen uns weiter zu entwickeln, zu reifen und zu lernen. Sie fordern uns heraus und eigentlich könnte man sagen, dass das das eigentliche Potential einer Krise ist: dass sie eine Herausforderung für uns darstellt, die es zu bewältigen gilt. Welcher Voraussetzungen und Umstände es nun bedarf, damit aus einer Krise ein solcher „Entwicklungshelfer“ werden kann, darüber möchte ich in meinem Vortrag sprechen.

Ich bin gebeten worden, Ihnen etwas vom Umgang mit Familienkrisen im institutionellen Kontext zu erzählen. Ich arbeite in Wien, bei der Magistratsabteilung 11, das ist die nüchterne Einteilung nach ungefähr 60 Magistratsabteilungen. Die Wiener kürzen das gern ab und oft reicht schon die Zahl um zu wissen, um was für eine Abteilung es sich handelt. Und die 11er ist eben das Jugendamt – wir nennen uns MAGELF – ausgeschrieben und in Anlehnung an das Wort „mögen“ – ich MAGELF! Das finde ich einen sehr sympathischen Zugang (mir hat jemand einmal zu Beginn meiner Berufslaufbahn gesagt, dass man so lange mit den Klienten arbeiten sollte, bis man sie mag!) Da ist etwas dran!

Paulus Hochgatterer, Kinderpsychiater und Schriftsteller hat kürzlich in einem Interview festgestellt, dass Menschen, die mit Kindern arbeiten, eine höhere Lebenserwartung haben. Sie können sich also freuen!

Innerhalb Österreichs ist Wien, soviel ich weiß, auch die einzige Stadt, die eigene Einrichtungen betreibt.

Lassen Sie mich zuerst einen kurzen Rückblick über die – im Rahmen der „Heimreform 2000“ - gemachte Neupositionierung des Unterbringungsbereiches der MAGELF machen; Das Herzstück dieser Reform war die Installierung der regionalen Krisenzentren.

Die Medienberichte der letzten Wochen haben uns die Situation von damals wieder lebhaft und schmerzhaft in Erinnerung gerufen.

Diese „Heimreform 2000“ wurde Mitte der 1990er Jahre begonnen und hatte eine Neuorientierung der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen zum Ziel. Formal ging es zum einen um die Auflösung von Großheimen zugunsten von Wohngemeinschaften (wobei diese Vereinzelung von Wohngruppen auch nicht ganz einfach ist) und inhaltlich wollte man den Weg von einer familienersetzenden zu einer familienergänzenden Einrichtung suchen. Stand früher die Abnahme und Versorgung von Kindern bis zur Großjährigkeit mit anschließender Verselbstständigung der Jugendlichen im Mittelpunkt, so geht es nun um die Frage, mit welchen Mitteln und Methoden die Erziehungskompetenz der Eltern gefördert und gestärkt werden kann. Die Rückführung der Kinder in das Familiensystem ist das definierte Ziel, sichtbar gemacht in dem Satz, dass eine Rückführung mit dem ersten Tag der Fremdunterbringung beginnt! Eine Fremdunterbringung sollte so lang wie notwendig und so kurz wie möglich sein! Hinter dieser Art zu denken wird auch ein ethisch-moralische Aspekt sichtbar, den ich als sehr wichtig erachte, denn jetzt wird den Eltern Veränderungspotential zugestanden. Es sind nicht mehr die Helfer allein, die wissen, was der oder jener Familie fehlt und die konstatieren, wo die Defizite und sonstigen Unzulänglichkeiten im Familiensystem liegen, die für jede Auffälligkeit schon eine Lösung parat haben, sondern dieser Erkundungsprozess ist jetzt ein gemeinsamer: Er ist erweitert um die Mütter oder die Väter oder vielleicht auch tatsächlich noch um ein Elternpaar. Ja, und es wird sogar den betroffenen Kindern und Jugendlichen ein Platz eingeräumt in diesem Nachdenkprozess.

Mit dieser Prämisse wird deutlich, dass man sich auch inhaltlich anders positionieren musste. Es wurde wichtig herauszufinden, warum es überhaupt zu einer Intervention der Jugendwohlfahrt kam. Was sind die Auslöser, wer will was und warum, was wäre

wohl das „gelindeste Mittel“ zur Behebung dieser Defizite, zur Abwendung der Gefährdung und was sollte während der Fremdunterbringung der Kinder und Jugendlichen mit den Eltern passieren? Über all diese Fragen kann nun in einer vorgeschalteten Krisenunterbringung nachgedacht werden.

Damit waren die Krisenzentren geboren. Ab 1997 wurde mit dem flächendeckenden Ausbau begonnen. Mittlerweile gibt es in Wien 14 Krisenzentren – das letzte wurde im Juli dieses Jahres eröffnet. Die Verweildauer ist mit 6 Wochen angesetzt. Insgesamt verfügt Wien also über 122 Krisenplätze. Bedarf steigend!

Kinder unter 3 Jahren werden von Krisenpflegeeltern versorgt. Es gibt ca. 40-45 Familien in Wien, NÖ und dem Burgenland, die aktuell 62 Kinder versorgen.

Es gab natürlich auch damals - vor der Heimreform - ein Krisenzentrum, aber eben nur eines für ganz Wien, was – neben einer Massierung von schwierigen Kindern – noch eine Vielzahl von andern Problemen kreierte (Geschwisterreihen, eigene Schule, nicht regional.....). Es wurde 1924 von Julius Tandler, einem Wiener Arzt und Sozialreformer gegründet und nannte sich „Kinderübernahmestelle“.

Das Wort war hier Programm – es ging um die Übernahme von Kindern und das Behalten. Aber zu jener Zeit im Nachkriegswien war die Jugendwohlfahrt auch mit ganz anderen Problematiken konfrontiert. (Waisenkinder!)

Neben den Veränderungen in der praktischen Vorgangsweise - im operativen Bereich wie man heute so schön sagt - gab es begleitende theoretische Überlegungen. Aus einem ersten Rahmenkonzept entwickelten sich - ausgehend von der praktischen Arbeit – die „Fachlichen Standards für die sozialpädagogische Arbeit im Krisenzentrum“. Jetzt gab es ein Gerüst in dem notwendige Rahmenbedingungen, Zuständigkeiten und Abläufe festgeschrieben waren. Aber ein Gerüst ist eben ein Gerüst, man darf es nicht für das Bauwerk halten. Und man darf diese Formalismen auch nicht idealisieren, sie geben aber den haltgebenden Rahmen ab, den es jetzt zu füllen gilt. Und da fängt die Kunstfertigkeit an.

Wie fängt es an?

Die Einschätzung einer Gefährdung ist für SozialarbeiterInnen eine sehr schwierige und herausfordernde Aufgabe: Welche Maßstäbe legt man an und entlang welcher Kriterien orientiert man sich?

Die Ungewissheit, evt. erst im Rückblick die Richtigkeit der Entscheidung bestätigt zu bekommen bzw. die Angst, etwas übersehen zu haben und letztlich als Verantwortliche sogar vom Gesetz zur Rechenschaft gezogen zu werden, wiegt schwer.

Und was für eine Sozialarbeiterin eine Krise ist, ist es für viele Eltern noch lange nicht. Weil deren Krise mittlerweile Alltag geworden ist, sie erkennen sie nicht als solche.

Wenn es aus Gefährdungsgründen also zu einer Abnahme eines Kindes durch die MitarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt kommt, dann ist das für die meisten Familien eine hochdramatische und emotional höchst irritierende Maßnahme. Da wird jene Kompetenz in Frage gestellt, die jeder Person sonst ohne jeglichen Qualifikationsnachweis zugetraut und zugestanden wird, nämlich die Elternschaft. Das ist eine sehr große Kränkung, ja Beschämung weil doch alle Eltern ihre Kinder lieben und überzeugt sind, das Beste für ihr Kind zu tun und dazu auch imstande zu sein. Das Wissen um diese Kränkung und das ehrliche Anerkennen von heftigen emotionalen Reaktionen, lauten wie leisen, die bei einer Kindesabnahme aktiviert werden, ist Voraussetzung um diesen Emotionen akzeptierend und unerschrocken Platz geben zu können.

Bevor ich unser imaginäres Kind jetzt im Krisenzentrum aufnehme, möchte ich noch einmal kurz betonen, dass es mir nicht vorrangig um die Aufzählung von - einer Krisenabklärung innewohnenden – Potentialen geht, sondern um die Bedingungen und vor allem Haltungen, derer es bedarf, um diesen Potentialen zur Entfaltung und damit Wirksamkeit zu verhelfen.

(Ich mache allerdings immer wieder die Erfahrung, dass hinlänglich bekannte und ständig bemühte Schlagworte wie: respektvoller Umgang, transparentes Handeln, wertschätzende Kommunikation und lösungsorientiertes Handeln und wie sie alle heißen, keine Garanten für das Gelingen sind.)

Ich möchte Ihnen daher am Beispiel der Aufnahme in ein Krisenzentrum meine Sicht der Dinge vorstellen.

Die Aufnahme:

Wir sind vorher bei den Emotionen stehengeblieben, denen Eltern und Kinder bei einer Kindesabnahme unterworfen sind und um die Wichtigkeit der Anerkennung dieser Gefühle.

Im Aufnahmegespräch bietet sich uns die erste Gelegenheit.

Damit möchte ich „**das Gespräch**“ als unser wirkungsvollstes Werkzeug vorstellen.

Mein Augenmerk richtet sich aber weniger auf das „WAS“, das gesprochen wird, sondern auf das „WIE“ eines Gespräches. Und wenn ich vorher das Wort kunstfertig gebrauchte, dann in diesem Zusammenhang.

Dazu zwei Zitate:

eines von einem sehr frustrierten und verärgerten Vater, der lautstark und Türen schlagend aus dem Besprechungszimmer stürmte, mit dem Vorwurf „.....dass ihr hier ja immer nur redet, das ist das einzige was ihr könnt....“.

Und er hatte recht!

Das andere stammt von Eberhard Haas, einem deutschen Psychoanalytiker, der Folgendes sagt: „Man wundert sich zu wenig darüber, dass die meisten Krankheitsbilder, die in die Sprechstunden eines Arztes gelangen, mit einem einzigen Therapeutikum zu behandeln sind“. Damit meint er das Gespräch.

Keine Sorge, ich halte hier keinen Vortrag über Gesprächsführung, aber sie werden mir recht geben, dass es in einem Gespräch letztlich mehr darauf ankommt, was verstanden wird als darauf was gesagt wurde. Am Ende eines Gespräches frage ich die Beteiligten oft noch einmal, was sie denn jetzt von diesem Gespräch verstanden haben – das ist oft ein sehr überraschender bzw. ernüchternder Moment.

Das Krisenprocedere folgt einem formal eindeutig vorgegebenen Ablauf. Dieser soll für alle Beteiligten Sicherheit und Klarheit schaffen. So steht es in den Standards. Das ist

gut, aber wie genau setzen wir das wirklich um?

Und meine Erfahrung ist, dass wir da oft ungenau sind und unterschätzen, wie hilfreich so ein Rahmen, ein Gerüst sein kann.

Vielleicht ein ganz einfaches Beispiel, um zu illustrieren, was ich meine, ist unsere Tagung hier.

Stellen Sie sich einmal kurz vor, dass Sie heute hier bei dieser Tagung teilnehmen, ohne zu wissen, wie lang sie dauert, ob es Pausen gibt oder eine Mittagsverpflegung. Und sie wissen auch nicht wie lang ich hier sprechen werde. Vermutlich würden Sie bald anfangen auf die Uhr zu schauen, mit ihrem Nachbarn Blicke zu tauschen, auf ihr Handy zu schauen oder ähnliches.

Aber: Sie haben ein Programm, sie wissen, wann es zu Ende ist, wann die Mittagspause ist, die Referenten wurden ihnen vorgestellt und sie wissen, an welchem Punkt und in welcher Form sie sich beteiligen können, und und und.

Das heißt: sie kennen sich aus!

Wenn das alles nicht klar ist, weil niemand daran gedacht hat, diese „Banalitäten“ zu klären, dann kann das – gerade für unsere Klienten, die sich oft schwer tun mit uns Mitarbeitern „vom Amt“, die sprachlich ungeübt, wenig selbstsicher und die ja nicht freiwillig hier sind (so wie sie), sondern hier sein müssen, noch dazu, weil sie etwas nicht richtig gemacht haben, zu einer großen Barriere werden, die sich - zwar unsichtbar, aber vehement - uns Helfern entgegenstellt.

Beispiel: Vor jedem Krisengespräch gibt es ein Vorgespräch unter den Helfern und die Eltern werden daher später eingeladen. Leider passiert es aber trotzdem oft, dass Eltern sehr lange warten müssen, bis sie zum Gespräch geholt werden und sie aber wissen, dass „da drinnen“ schon viel über sie gesprochen wird: Wie fühlt sich das an? Dieses Sich- Nicht-Auskennen führt zu Verunsicherung, Verunsicherung erzeugt unangenehme Gefühle, ängstigt oder verärgert und vor allem aber, beeinträchtigt es die Bereitschaft zuzuhören, man wird widerständig und verschließt sich oder man passt sich vordergründig an und tut so als ob.

Es ist also anzunehmen, dass unklare Voraussetzungen nicht hilfreich sind um in einen bedeutungsvollen Austausch mit der Familie zu kommen. D.h. alles, was nachher im Gesprächsverlauf folgt ist eigentlich schon gestört.

Inhaltlich würde es im Aufnahmegespräch darum gehen, erste Verbindungen herstellen zu können zwischen aktuellen Lebensumständen, langjährigen Verstrickungen und punktuellen Belastungen einer Familie. Damit könnte die Überbetonung der akuten Situation ein wenig relativiert werden. Wichtig wäre bei diesem ersten Gespräch auch weg von der „Schuldfrage“ und hin zur Verantwortung der Erwachsenen zu kommen. Dies vor allem auch darum, um diesem Wort „Schuld“ das oft mit ihm assoziierte Absichtsvolle zu nehmen. Beispiel: In den Standards ist vorgesehen, dass die Eltern bei einer Aufnahme des Kindes dabei sind. Die Praxis schaut leider immer wieder anders aus. Das heißt, es kann sein, dass Kinder direkt von Schulen oder Kindergärten in ein Krisenzentrum überstellt werden, weil es z.B. einen massiven Mißhandlungsverdacht gibt. Wenn jetzt die Eltern bei diesem Gespräch nicht dabei sind, dann besteht die Gefahr, dass die „Schuld“ für die Aufnahme beim Kind verbleibt und es dadurch zusätzlich belastet bleibt.

Weiters würde es in diesem Aufnahmegespräch darum gehen, mit den Eltern über die sozialpädagogische Aufgabe der KrisenmitarbeiterInnen und über die Bedürfnisse ihres Kindes zu reden, das sie hierlassen müssen. Und auch darum, sich mittels Fragen ein Bild von der Familie machen zu können, aber auch hier gilt es gut zu überlegen, was denn die richtigen Fragen sind und wie man diese stellt, ohne Gefahr zu laufen, eine inquisitorische Situation heraufzubeschwören? Meine Erfahrung ist, dass es für viele Eltern einfacher ist, Fragen zu beantworten, wenn ich ihnen sage, warum ich dies oder das wissen will und wie sich daraus etwas für die Familiensituation ableiten lässt (z.B. wie lange sie in welcher Konstellation wo zusammengelebt haben). Ich finde es auch wichtig, sich im Bewusstsein zu halten, wie privat und persönlich diese Lebensbereiche sind, in die wir uns hineinfragen.

Für das Kind ist das Aufnahmegespräch jener Moment, in dem es nun zu seinem „Schutz“ in der Einrichtung bleiben muss, bei Personen, die es noch nie im Leben gesehen hat und in einem Rahmen, der vermutlich sehr schwierig einzuordnen ist. Einen Spitalsaufenthalt mag ein Kind ja kennen, aber da gibt es auch eine Krankheit dazu. Aber in einem Krisenzentrum bleiben zu müssen, weil jemand Fremder befindet, dass die Familie nicht mehr funktioniert, dass sie eine Krise hat, ist weitaus schwieriger und verlangt von den Kindern eine hohe Anpassungsleistung.

An diesem Punkt kommt ein struktureller Vorteil zum Tragen, der die Sozialpädagoginnen in den Krisenzentren begünstigt. Sie haben nämlich weder die Gefährdung ausgesprochen, noch über die Abnahme entschieden. Das ermöglicht ihnen einen unbelasteteren Zugang als jenen SozialarbeiterInnen, die die Abnahme zu verantworten haben – und dieser Umstand ist für die Zusammenarbeit mit den Eltern ein sehr hilfreicher Aspekt.

Ich betone das immer recht deutlich, betone aber auch die Richtigkeit der gesetzten Maßnahme, um Spaltungstendenzen zwischen den Helfern hintanzuhalten und rücke die Aufgabe des Krisenzentrums in den Mittelpunkt. Die Mitarbeiterinnen sind da, um die Kinder in einen Krisenalltag hinein zu begleiten, sie bestmöglich zu betreuen und kennen zu lernen. Aber die Experten für die Kinder sind nach wie vor die Eltern, wir brauchen ihr Know-How, um die Betreuung auch gut machen zu können. Und die Kinder brauchen deren Unterstützung, ja Erlaubnis, um bleiben zu können. Das wiederum verlangt von den Eltern eine hohe Anpassungsleistung.

Jetzt ist unser Kind also im Krisenzentrum und der Schutz ist gewährt.

Aber was kann diese stationäre Unterbringungsform noch bieten, welches Potenzial/Kraft steckt noch in ihr.

SozialarbeiterInnen, die mit Familien befasst sind, haben zwei Möglichkeiten, diese kennen zu lernen. Entweder über Hausbesuche oder über Ein- bzw. Vorladungen aufs Amt. Das heißt, es handelt sich um punktuelle Begegnungen und beide unterliegen einer gewissen Künstlichkeit. Weitere hilfreiche Informationen können noch durch Kindergärten und Schulen erhoben werden. Aber ergeben diese Puzzleteile schon ein seriöses und vollständiges Bild, reicht es aus um die SozialarbeiterInnen entscheidungssicher zu machen, sowohl in die eine wie in die andere Richtung? An diesem Punkt kann uns die Unterbringung tatsächlich noch eine Vielzahl von wichtigen Beobachtungen ermöglichen.

Im Krisenzentrum wird ein Stück Alltag gelebt. Zwar nur über ein paar Wochen, aber diese bieten uns doch Gelegenheit zu beobachten und wahrzunehmen.

Wie reagieren die Kinder auf die Trennung von den Eltern, wie gehen die Eltern damit

um und was für Schlüsse lässt das auf ihre Bindungsfähigkeit zu? Wie sehen die Kontakte zwischen Eltern und Kindern während dieser Krisenzeit aus, wie begrüßen sie sich und wie werden diese Besuche gestaltet.

In der ersten Woche ist es sinnvoll, dass die Besuche im Krisenzentrum stattfinden. Das ist, vor allem auch mit Blick auf das Erstgespräch, das ca. 1 Woche nach der Aufnahme stattfinden soll, wichtig. Denn dort soll es um erste Eindrücke und Einschätzungen gehen, die alle erfahren haben, denn nicht nur für die Kinder, auch für die Eltern verändert sich etwas durch die Abwesenheit der Kinder (hoffentlich).

Die Tagesroutine im Krisenzentrum – mit Aufstehen, Frühstück, Schule, Aufgaben und Freizeit – sowie die regelmäßigen Besuche der Eltern, sind ein ebenfalls hilfreicher Aspekt, der zur Normalisierung der Gesamtsituation beitragen kann.

Die stationäre Abklärung stellt uns auch viel Platz für gemeinsames Tun mit den Kindern zur Verfügung. Diese Alltagserfahrungen brauchen wir, um im Falle einer notwendigen Unterbringung zu einer einigermaßen seriösen Einschätzung über das „Potenzial“ des Kindes zu kommen. Denn nicht nur dysfunktionale Familiensysteme haben ein Potential, sondern auch die Kinder, die in schwierigen und einem - die gesunde Entwicklung nicht förderlichen Umfeld - aufwachsen müssen, entwickeln Mechanismen und Verhaltensmuster, die sie anecken lassen. Diese Kinder sind sozial oft unverträglich, sie agieren höchst auffällig und bedeuten für die Betreuer eine große sozialpädagogische Herausforderung. Die Mitarbeiter der nachfolgenden Einrichtung müssen daher gut vorbereitet werden und um die jeweilige Problematik eines Kindes wissen, denn jeder Neuzugang beeinflusst in Folge natürlich auch die Dynamik in der bestehenden Gruppe.

Es gibt immer wieder Überlegungen, Kinder direkt aus den Familien in die Einrichtungen zu transferieren, weil die Aussicht auf eine Änderung so gar nicht vorhanden scheint und man dem Kind das Krisenzentrum „ersparen“ will. Das klingt auf den ersten Blick verlockend, allerdings nur auf den ersten. Man kann einem Kind und einer Familie nichts ersparen, schmerzhaft Erfahrungen machen sie in jedem Fall und man würde meiner Meinung nach nur der Verleugnung und Vermeidung Vorschub leisten. Das Kind/die Eltern können – um in dieser geschäftsmäßigen Sprache zu bleiben – nur gewinnen, und zwar Einsichten und vielleicht auch die Erfahrung, dass alle Beteiligten

sich ehrlich und ernsthaft um eine Lösung bemüht haben und so das Ergebnis letztlich doch mittragen können.

Meiner Meinung lassen sich die größten Potentiale - neben den gerade erwähnten - in 2 Punkten zusammenfassen. Zum einen in

- der Möglichkeit für die Familien ein Klima zu schaffen, in dem sie es sich leisten können, ihre Ängste und Widerstände aufzugeben, also zu entängstigen.
- und zum anderen, diesen Übergangsraum, den ein Krisenzentrum ja auch tatsächlich ist, auch als mentalen Raum nutzen zu können, in dem Dinge gedacht und ausgesprochen werden können, die vorher nicht zugänglich waren.

Denken ist laut Sigmund Freud, „Handeln mit kleinen Energiemengen“. Also ist jede Art von Denken sozusagen Probehandeln im Kopf. Darin müssten wir unsere Familien, die Eltern und die Kinder, unterstützen.

Was muss man nun als Helfer können, um das zu können?

Diese Frage ist gar nicht so einfach zu beantworten. Es wird wohl eine gute Mischung aus theoretischem Wissen (über Entwicklungspsychologie, Gesprächsführung, systemischen Konzepten, Tiefenpsychologie und vieles mehr ...) und einem professionellen, aber doch persönlichen, ehrlichen Interesse für die Klienten sein. Wichtig erscheint mir, dass nicht die Lösung des Problems im Vordergrund stehen sollte, sondern die Entwicklung eines gemeinsamen Verständnisses - mit der Familie - für deren Problematik. Erst wenn das gelingt, dann kann und wird es auch eine Lösung geben.

Daher noch einen Satz zum vielgepriesenen „lösungsorientierten Handeln“. Klingt sehr gut, das wollen wir alle. Aber tatsächlich sind wir oft viel zu schnell mit unseren Lösungen und es sollte uns klar sein, dass in vielen Fällen all die Vereinbarungen, in denen uns die Eltern bestätigen, eine Paar- oder sonstige Therapie oder Beratung zu machen, oft das sprichwörtliche Papier nicht wert sind, auf dem sie geschrieben sind.

Nicht weil sie nicht wollen, nein, sondern weil sie es (noch) nicht verstehen und so bleiben diese Vereinbarungen im besten Fall eine Absicherung für uns Helfer.

Beispiel: es kommt vor, dass den Eltern nahegelegt wird, sich zu trennen, wenn sie ihr Kind wieder bei sich haben wollen. Das ist natürlich eine denkbare Lösung. Aber sie ist unpräzise und sie ist vor allem anmaßend. Wir können nicht verlangen, dass Eltern sich trennen, das geht uns nichts an, aber wir müssen klarstellen und fordern, dass sie als Eltern, als Mütter und Väter, dafür verantwortlich sind, dass ihr Kind keiner Gewalt ausgesetzt ist und wenn dann deren Lösung eine Trennung ist, dann ist es IHRE Lösung und die ist vermutlich nachhaltiger und richtiger als die Vorgabe von uns.

Lassen Sie mich zum Schluss noch auf das Bild der Einladung verweisen, dass mir sehr gut gefällt. Ein Bub, er ist allein, auf einem Spielplatz, auf einer wackligen Holzbrücke - ohne Bodenhaftung und instabil. Aber die Holzteile sind massiv, die umspannenden Ketten haltgebend und sicher. Der Bub blickt fröhlich und zufrieden - eine schöne Symbolik für einen guten Auszeitraum.

Vielen Dank fürs Zuhören - ich hoffe, dass es MIR gelungen ist, dass SIE nicht nur etwas gehört, sondern auch verstanden haben.